

# Pierre Ceresole, "das höchste Gewissen der Schweiz"

Autor(en): **Mächler, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **67 (1987)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164449>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Robert Mächler

## **Pierre Ceresole, «das höchste Gewissen der Schweiz»**

Wer spricht heute noch von Pierre Ceresole<sup>1</sup>, wer kennt sein Leben und seine Ideen? Wenn er das war, was Romain Rolland in ihm gesehen hat, «*das höchste Gewissen der Schweiz*»<sup>2</sup>, dann haben wir Schweizer für so Hohes ein schlechtes Gedächtnis — verdrängen vielleicht die zu Hohes fordernde Stimme aus dem Bewusstsein.

Pierre Ceresole wurde am 17. August 1879 in Lausanne als zweitjüngstes der zehn Kinder des Ehepaars Paul und Emma Ceresole-Secrétan geboren. Der Vater war Bundesrichter, dann Bundesrat gewesen und nach dem frühen Rücktritt von diesem Amt Korpskommandant (!) geworden. Pierre studierte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, doktorierte an der Universität daselbst mit einer mathematischen Abhandlung und ergänzte seine Ausbildung im Laboratorium Wilhelm Roentgens in München. Von 1909 bis 1914 hielt er sich in den Vereinigten Staaten, auf Honolulu und in Japan auf. Von 1915 bis 1918 war er Ingenieur bei Brown Boveri in Baden<sup>3</sup>, hierauf Lehrer an verschiedenen welschschweizerischen Schulen, zuletzt Mathematiklehrer am Gymnasium von La Chaux-de-Fonds. 1920 gründete er den Freiwilligen Internationalen Arbeitsdienst (Service Civil International) für Hilfe in katastrophengeschädigten und sonstwie notleidenden Gebieten. In späteren Jahren war er Sekretär dieser Organisation. 1941 vermählte er sich mit der Lehrerin Lise David. Er starb am 23. Oktober 1945 bei Lutry.

Das sind die sozusagen neutralen oder neutral formulierten Lebensdaten. Über ihnen erhebt sich das, was in diesem Leben Ausdruck freiheitlichen Denkens und eines hochempfindlichen sozialen Gewissens war. Einige Streiflichter mögen dies verdeutlichen.

Der Siebzehnjährige hatte auf einem Waldspaziergang eine Art Erleuchtung, ein inhaltlich noch unbestimmtes, von ihm als «*feierliche Wei- hung an die Wahrheit*» empfundenenes Berufungserlebnis. Aus Scheu vor lebensfernem Wissenschaftsbetrieb verschmähte der Dreissigjährige eine ihm angebotene ETH-Professur. Die entgegengesetzte Lebensform erprobend, betätigte sich Ceresole in den USA als Stallreiniger und Eierzähler

auf einer Geflügelfarm, als Pumpenreiniger an einem Petroschacht. Auf Honolulu unterrichtete er ein Mitglied der althawaianischen Königsfamilie in Mathematik, erhielt dafür fünfzehntausend Dollar — und schenkte sie der dortigen Regierung zur Förderung der zivilen Luftfahrt. In Japan führte er als Ingenieur der Schweizer Firma Sulzer ein äusserlich normales Leben, aber die sich verdüsternde politische Weltlage liess ihn innerlich nicht zur Ruhe kommen. Im Kriegsherbst 1914 heimgekehrt, schenkte er das väterliche Erbteil, Nestlé-Aktien im damaligen Wert von 84 000 Franken, dem Bundesrat für gemeinnützige Zwecke.

In den Badener Jahren wurde Ceresole unter dem Eindruck des Weltkriegs und seiner Auswirkungen in der Schweiz zum aktiven Pazifisten. Er verweigerte die Militärpflicht-Ersatzsteuer und wurde dafür im Stadtturm eingesperrt, referierte vor welschschweizerischen Christlich-Sozialen über den Zusammenhang von wirtschaftlicher Ungerechtigkeit und Krieg, trat in der Französischen Kirche in Zürich als Ankläger des offiziellen Christentums auf, zog sich durch illegalen Grenzübertritt nach Deutschland — um den deutschen Militaristen ins Gewissen zu reden — abermalige Gefangenschaft zu. Die folgenden Jahre waren ausgefüllt mit Schultätigkeit einerseits, pazifistischen Bestrebungen, Vorbereitung und Durchführung von Arbeitsdiensten andererseits. Eine Zeitlang war Ceresole Sekretär der «Zentralstelle für Friedensarbeit» in Zürich, die Leonhard Ragaz gegründet hatte, und beteiligte sich an dessen erfolglosem Kampf um einen legalisierten Ersatzdienst für Refraktäre aus Gewissensgründen. Am verweigerten Militärpflichtersatz scheiterte eine Berufung an die Universität Lausanne. Verstösse gegen die Verdunkelungsvorschrift und andere pazifistische Protesthandlungen trugen Ceresole in der Hitlerzeit weitere Gefängnisaufenthalte ein.

Im Hinblick auf seine gesetzeswidrigen Aktionen scheint Pierre Ceresole ein älterer Bruder des volkstümlich gewordenen Friedensapostels Max Daetwyler (1886—1976) zu sein. Indessen war er trotz vielfach bezeugter Abneigung gegen den Intellektualismus ein Intellektueller. In seinen Briefen<sup>4</sup> und noch mehr in seinen Tagebüchern, den «*Carnets de route*»<sup>5</sup>, erweist er sich als respektgebietender Denker. Nachhaltigen Einfluss auf ihn hatte der amerikanische Philosoph Ralph Waldo Emerson<sup>6</sup>, bei dem er seine Geistgläubigkeit bestätigt und seinen Pazifismus vorgebildet fand.

Wie Emerson erkennt Ceresole in der Welt ungeachtet ihrer Übel das Werk eines ewigen Geistes, der die Harmonie will. Ob dieser Geist als persönlich oder unpersönlich zu denken sei, entscheidet er nicht. Er bekennt sich zu einem «*wohlwollenden Agnostizismus*» und damit zu einem Menschentum, das für die Lebenspraxis des guten Willens keiner abschliessenden Erkenntnis bedarf. Indem er den Willen zum Guten in sich lebendig

weiss, fühlt er sich als Teilhaber des göttlichen Geistes, was keine Selbstvergottung bedeutet, da er sich der menschlichen Unzulänglichkeit bewusst bleibt.

«*Ich bin nur ein mittelmässiger Mensch*», notiert er im Tagebuch. «*Ich weiss nicht, worauf es Ihm (Gott) ankommt, aber für mich kommt es vor allem darauf an, die mächtige Stimme zu hören, die sich stets vernehmen lässt; im Grunde ist das mein ganzes Wesen und Sein, mein ganzes Leben.*» Man beachte das Paradoxe dieses Bekenntnisses: er weiss nicht, was Gott will, obgleich er fortwährend seine Stimme hört. Wäre die Welt, schreibt er anderwärts, von einem kalten, mechanistisch wirkenden Dämon beherrscht, so hätte der Wille zum Guten dennoch den Wert einer dagegenwirkenden neuen Tatsache.

Pierre Ceresole orientiert sich vorzugsweise an Jesus, aber in ausdrücklichem Widerspruch zum kirchlich-theologischen Jesusverständnis. Spät erst, 1936, schliesst er sich den Quäkern an, deren jesuanische Tatgesinnung ihn anzieht. Im Aufnahmegesuch betont er den undogmatischen Charakter seines Glaubens. Moral hält er für notwendig, doch soll sie nicht asketische Abtötung, sondern gesteigertes, erfüllteres Leben bewirken. Er selbst attestiert sich solches, nachdem er sich auf Honolulu in eine verheiratete Frau verliebt und zur Entsagung durchgerungen hat. Immer wieder bezeugt er, dass ihm Geldopfer, Gefangenschaften und harte Arbeitsdienste zu erhöhtem Lebensgefühl verhelfen. Mit Emerson ist er von der quasi mathematischen Gewissheit und Wirksamkeit der sittlichen Gesetze überzeugt. Die für verantwortliches Handeln vorauszusetzende Willensfreiheit sucht er mittels der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu beweisen. Dem weiterherzigen Ethos entspricht ein weltoffener Schönheitssinn. Bemerkenswert ist die Liebe Ceresoles zu dem doch wesentlich andersartigen Baudelaire.

Als Kritiker der Kirchen und Rebell gegen den Staat folgt er kompromisslos, wiewohl in ständiger Gesprächsbereitschaft, seinem Gewissen. Er empört sich über die Kirchenmänner, die in den kriegführenden Staaten zu Sprachrohren der nationalistischen Leidenschaft werden, in der Schweiz anscheinend ohne Gewissensbisse die bewaffnete Neutralität gutheissen. Den von militärfreundlichem Patriotismus getragenen Staat nennt er einen «*gefährlichen Abgott*». Soweit damit der unsrige gemeint ist, entspringt der scharfe Ausdruck einer enttäuschten sublimierten Vaterlandsliebe, dem Glauben an die pazifistische Mission der Schweiz. Anlässlich der ersten Militärsteuerverweigerung schreibt Ceresole im August 1916, damals in Baden wohnhaft, an die aargauische Militärdirektion: «*Wenn die Schweizer im Gehorsam gegen ein Prinzip und nicht aus Feigheit, in der Erkenntnis, Brüder eines jeden der Völker zu sein, gegen die sie allenfalls zu kämpfen hätten, die Waffen niederlegten, und wenn unsere Regierung gleichzeitig einen kraftvollen Vorstoss zugunsten des Friedens unternähme, so würde*

sich der Frieden einstellen ...» Der Staat, fügt er bei, müsste allerdings selber an die Religion glauben, die er lehren lässt.

Hier begegnen wir einem Leitmotiv Ceresoles, dem Kampf gegen die Lüge, das heisst gegen die Diskrepanz zwischen Worten und Taten. So sehr gilt ihm die Wahrhaftigkeit als Kardinaltugend, dass er meint, in den Augen Gottes habe die Wahrheit den Vorrang vor der Liebe, denn diese könne durch die Lüge — durch Irreführung der Liebeskraft — verdorben werden. Wahrheit, ob auch bitter, sei das einzige Allheilmittel. Es ärgert ihn weniger, wenn man offen erklärt, die christliche Forderung sei unerfüllbar, als wenn man ihr am Sonntag huldigt, am Werktag hingegen militärische Rüstung und Profitwirtschaft betreibt. Auch heuchlerische Sexualmoral ist ihm widerwärtig. Zum Beispiel findet er die verschiedenen gleichzeitigen Frauen des verheirateten Chateaubriand allenfalls verzeihlich, nicht aber, dass der selbe Mann in seinem «*Genius des Christentums*» katholisches Ehesakrament und Keuschheitsgelübde preist. Die literarische Welt, bemerkt er in diesem Zusammenhang, sei etwas unsäglich Possenhaftes. Hätte er die Kirchengeschichte so gut gekannt wie die Geschichte der französischen Literatur, so wäre er wohl mit einem heutigen Historiker zum Schluss gekommen, das Christentum sei «*die klassische Religion der Heuchelei*»<sup>7</sup>.

Im übrigen betrachtet Ceresole Kritik und Polemik als Nebensache. Hauptanliegen sind ihm seine Zivildienste. Ihnen zuliebe weiss der Bundesratssohn mit den staatlichen Instanzen diplomatisch umzugehen. So erlangt er von Bundesrat Rudolf Minger die Zuteilung von Armeematerial (Werkzeug, Decken und anderem) für einen Arbeitsdienst in dem von einer Rufe teilweise zerstörten Bündner Dorf Safien. Und zwar gelingt ihm das, ohne dass er den von Minger anfänglich geforderten Verzicht auf antimilitaristische Propaganda im Lager zugesteht. Statt dessen versichert er, dass Militärfreunde als Teilnehmer willkommen seien und sich wohl fühlen sollen, was durchaus ehrlich gemeint ist. Mehrmals nimmt in leitender Stellung ein Bruder Pierres, Oberst Ernest Ceresole, an den Arbeitsdiensten teil. Pierre, selber ein Vorbild strenger Disziplin, anerkennt gerne den vorteilhaften Einfluss der militärischen Gewohnheiten Ernests auf den Lagerbetrieb. Die Streitgespräche zwischen dem Brüderpaar gehören zum geistigen Feierabendvergnügen der Equipe.

Verhältnismässig viele Arbeitsdienste fanden in der Schweiz statt, doch verstand Pierre Ceresole seine Gründung von Anfang an als eine internationale, völkerverbindende Angelegenheit. Ausser im eigenen Land wurde zu seinen Lebzeiten in Liechtenstein, Frankreich, England, Spanien und Indien Hilfe geleistet. Gandhi, den er bei Romain Rolland in Villeneuve kennengelernt hatte, unterstützte die im Erdbebengebiet der Provinz Bihar durchgeführten Dienste. Der Schweizer seinerseits trug im Rahmen seiner

Möglichkeiten zum Erfolg von Gandhis gewaltloser Widerstandsbewegung bei.

Ceresoles Werk, der Service Civil International, lebt heute, zum Teil in abgewandelten Formen, in mehr als zwanzig Ländern fort. Allerdings wird niemand zu behaupten wagen, die Menschheit sei in den letzten Jahrzehnten dem Endzweck seines Bemühens, einem dauerhaften Völkerfrieden, nähergekommen. Ceresole selber musste kurz vor seinem Tode die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki erleben, und seither ist das Vernichtungspotential ständig gewachsen. War er trotz seiner naturwissenschaftlichen Bildung ein optimistischer Schwärmer? Hat er die naturgesetzlichen Hintergründe des Krieges, die unfriedliche Grundbeschaffenheit der Welt, verkannt? Da der ewige Geist, an den er glaubte, so grosses Übel zulässt oder ohnmächtig dagegen ist, muss man befürchten, dass solches immer und ewig möglich sein wird. Der Kampf gegen den Krieg wäre also gerade unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit verlorene Liebesmühe.

Auch zum Jesusverständnis Ceresoles ist einiges Kritische zu bemerken. Jesus hat niemals den Krieg als solchen, niemals den ihm doch wohlbekannten «Herrn der Heerscharen» und dessen Ausrottungsbefehle (5. Mose 20, 10–18, und andere Stellen) perhorresziert und keinen allgemeinen Völkerfrieden, sondern im Gegenteil eine von Kriegen erfüllte «Endzeit» (Matth. 24, 6f.) vorausgesagt. Was kann der pazifistischen Bemühung ein Schutzgeist nützen, der gar nicht an ihren Erfolg geglaubt hat? Ceresole traute selber dem Friedenswillen Jesu nicht ganz. Er tadelte seine harten, verteufelnden Urteile über die jüdischen Volksführer und richtete den Blick auf eine gleichsam überchristliche Allversöhnung: «Die Hölle ist eine Erfindung der guten Schwachköpfe, um sich ihre grösste und schwierigste Pflicht vom Halse zu schaffen: sich mit den Schurken zu verständigen und die Eintracht wiederherzustellen.» Es mutet lächerlich an und ist doch unleugbar eine Tatfolgerung aus diesem Gedanken, wenn Ceresole im November 1933, wieder nach unerlaubtem Grenzübertritt, eine Audienz bei Hitler anstrebte, um ihn zu einer echten Friedenspolitik zu bekehren.

Im vornherein zum Misserfolg verurteilt war Ceresoles Idee einer Friedensmission der Schweiz mittels beispielgebender Abschaffung der Armee. Seine und seiner Gesinnungsfreunde Begeisterung hätte nicht ausgereicht, um Volk und Regierung zu einer derartigen Tat mitzureissen. Die geistigen und sittlichen Voraussetzungen dazu fehlten. Sie können in einem konfessionell und politisch so komplexen Volk überhaupt nicht geschaffen werden — von den entgegenstehenden wirtschaftlichen Interessen zu schweigen.

Hätte Ceresole durch autoritär-prophetenhaftes Auftreten oder durch literarische Glanzleistungen Eindruck machen wollen, so wäre ihm wohl

mehr äusserer Erfolg beschieden gewesen. Das eine verwehrte ihm der freiheitliche und selbstkritische Grundzug seines Denkens, das andere sein Misstrauen gegen die Sprachkunst insgesamt. Er dachte von der Macht des Wortes nicht gering, erkannte jedoch, wie häufig sie zum Selbstzweck wird und das rechte Tun mehr behindert als fördert. Ein Buch über die Nutzlosigkeit des Buches schwebte ihm vor. Mit der Zivildienstbewegung wollte er ein Gegenzeichen setzen. Er verfuhr dabei so konsequent, dass er von der Herausgabe einer Zeitschrift zu deren Förderung absah.

Gleichwohl hat Pierre Ceresole als Briefschreiber, Journalist und Vortragsredner ausgiebig durch das Wort gewirkt, dann auch postum durch Veröffentlichungen aus dem Nachlass<sup>8</sup>. Seine klare, prägnante Sprache wäre geeignet, das Interesse breiter Volkskreise für seine Ideen zu wecken. Die bisherige schwache Nachwirkung hat ihren Grund vermutlich zumeist im Inhalt, in dem, was der bürgerliche Mensch (auch der Verfasser dieser Zeilen) als Überforderung empfindet: im radikalen, auf unmittelbare Vorbildwirkung vertrauenden Pazifismus und vielleicht noch mehr in der echt jesuanischen Verachtung des Geldes, die bei Ceresole bis zur Verwerfung des Erbrechts ging.

Was immer der Krieg unter dem — für den Menschen «jenseitigen» — Gesichtspunkt der Ewigkeit sein mag: unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Vernunft ist er die grosse Schande der Menschheit. Müssen wir, nachdem ein so hochgesinnter und wirkensfreudiger Mann wie Pierre Ceresole den Völkerfrieden nicht hat näherbringen können, an der Erreichung dieses Zieles verzweifeln? Erreichbar wird es nur durch allgemeine Stärkung der Vernunft. Ceresole schalt gelegentlich auf die «vernünftigen Leute», womit er die scheinvernünftigen Anpasser meinte. Rechtverständener Vernunft war er gewiss nicht feind, hielt er doch die Dummheit für das grössere Hindernis des Friedens als die Schlechtigkeit. Er hat aber, soviel ich sehe, das zweckdienliche Mittel einer entsprechenden Menschenverbesserung verfehlt<sup>9</sup>. Zweckdienlicher als die immer nur in beschränktem Kreise wirksamen pazifistischen Demonstrationen und Aktionen wäre eine weltweite Erziehung zu fundamental vernunftmässigem Denken. Hierzu müsste das Verhältnis zwischen Menschengestalt und «Geist» der aussermenschlichen Natur gründlicher durchdacht werden, als Ceresole und vor ihm Emerson dies getan haben.

Es erhebt sich dann freilich die Frage, wie solche Erziehung möglich sei, solange die Menschen einer Unzahl einander widerstreitender religiöser und weltlich-dogmatischer Lehren anhängen. Ceresole meinte, die rechte geistige Grundlage in einem undogmatischen, rein ethischen Christentum gefunden zu haben. Aber lässt sich widerspruchsfreies Ethos aus der Bibel destillieren? Dem Kämpfer für Wahrheit und Frieden scheinen die Widersprüchlichkeiten des biblischen Gottesbildes — göttliches Tötungsverbot

und göttliche Steinigungs- und Ausrottungsgesetze, Verheissung des Reiches Gottes und Androhung ewiger Höllenstrafen — entgangen zu sein. In diesem Punkt und in der Religionsfrage überhaupt wird die von Ceresole mit Recht so hochbewertete Tugend der Wahrhaftigkeit noch schwere Proben bestehen müssen. Weniger problematisch, doch nicht leicht zu befolgen ist das von ihm vorgelebte Ethos der hilfreichen Tat. Damit seine Impulse in beiderlei Richtung fortwirken, ist ein paradoxes Doppeltes erforderlich: kritische Prüfung seines Denkens und Ehrfurcht vor seinem ethischen Wollen.

<sup>1</sup> Der Name wird ohne Accents aigus geschrieben, vielleicht wegen der italienischen Herkunft der Familie. — <sup>2</sup> Der Ausspruch wird von den drei Biographen Ceresoles, Hélène Monastier, Alfred Bietenholz und Daniel Anet, ohne Quellenvermerk angeführt. Hélène Monastier, seine langjährige Freundin und Mitarbeiterin, gesteht in der Zeitschrift «L'Essor» vom 12. November 1965, die Quelle sei unbekannt. Es handelt sich wohl um eine im Gespräch gefallene Äusserung. Die Gesinnungsverwandtschaft zwischen Rolland und Ceresole spricht für ihre Wahrscheinlichkeit. — <sup>3</sup> Vgl. Robert Mächler, «Pierre Ceresoles Badener Jahre», in «Badener Neujahrsblätter 1987». — <sup>4</sup> «Pierre Ceresole d'après sa correspondance», herausgegeben von Hélène Monastier, Neuchâtel 1960. — <sup>5</sup> «Vivre sa vérité», ausgewählte Texte aus den «Carnets de route», herausgegeben von Hélène Monastier, Neuchâtel 1949; zweite Auflage 1968. — <sup>6</sup> Ein Vortrag Ceresoles, «Les forces de l'esprit: Emerson», liegt gedruckt vor (La

Chaux-de-Fonds 1930). — <sup>7</sup> Karlheinz Deschner, «Kriminalgeschichte des Christentums», Reinbek bei Hamburg 1986, 1. Bd., S. 261. — <sup>8</sup> Vgl. Anmerkungen 4 und 5. Zahlreiche Tagebuch- und Briefzitate enthält die umfassende Biographie von Daniel Anet, «Pierre Ceresole/La passion de la paix» (Neuchâtel 1969), ebenso die kleinere von Alfred Bietenholz, «Pierre Ceresole, der Gründer des Freiwilligen Internationalen Zivildienstes, ein Kämpfer für Wahrheit und Frieden» (Bad Pyrmont 1962). Zudem wurden die Berichte Ceresoles aus Indien in drei Bändchen gedruckt: «En Inde sinistrée» (Lausanne 1935), «En vue de l'Himalaya» (Lausanne 1936), «Aux Indes pour la paix vivante» (La Chaux-de-Fonds 1937). — <sup>9</sup> Um hierüber und in ähnlichen Fragen sicher urteilen zu können, bedürfte es eingehenden Studiums des in der waadtländischen Kantonsbibliothek in Lausanne hinterlegten handschriftlichen Nachlasses, insbesondere der hundertundzwanzig «Carnets de route».